

A6 – Identität

Viera Pirker

1 Profil

„Identität“ hat sich im 20. Jahrhundert zu einem Schlüsselbegriff im wissenschaftlichen und alltäglichen Sprachgebrauch entwickelt. Mit Leichtigkeit hat er die Barrieren zwischen den Fachgrenzen von Philosophie, Psychologie und Soziologie, Theologie und Pädagogik überschritten und dient der Beschreibung von Prozessen der Subjektkonstruktion in der Verwobenheit von Individuum und Gesellschaft. „Identität“ beschreibt Abgrenzung und Zugehörigkeit, innere Vielfalt und äußere Kohärenz, im Blick auf Entwicklung, Geschlecht, Ethnizität, Religion, Nation u.a.m. Als „Containerwort“ vermag Identität viel zu fassen, entzieht sich in seiner Beweglichkeit jedoch definitorischem Zugriff. Der Begriff ist wissenschaftlich grundsätzlich interdisziplinär zu betrachten.

Zwei Hauptströme haben seine Entwicklung maßgeblich geprägt: *Erik H. Erikson* (1973) hat seit den 1950er Jahren Identität als psychosoziales Entwicklungsthema des Jugend- und jungen Erwachsenenalters konturiert und vorangebracht. *Heiner Keupp u.a.* (2006, 26) siedeln Identität auch in sozialpsychologischer Forschung

„auf den ‚Schultern des Riesen‘“ Erikson an. Der zweite und ältere Strom geht auf den Sozialpsychologen *George Herbert Mead* (1973) zum Zueinander von Individuum und Gesellschaft zurück; sein Ansatz wurde v.a. im Blick auf Person und Rolle (Sozialer Interaktionismus) weiter entwickelt.

Keupp versteht Identität als ein individuelles, ‚selbstreflexives Scharnier‘ zwischen der Innen- und Außenwelt, in einer nach innen (‚Wer bin ich für mich?‘) und nach außen (‚Wer bin ich für Andere?‘) gerichteten Blickrichtung. Da Identitätstheorien jeweils aktuell diesen Balanceakt entschlüsseln, wandeln sie sich beständig. Sie ermöglichen Aufschluss darüber, wie Menschen sich verstehen, worum sie kämpfen, wofür sie leben und woran sie leiden und scheitern. Im Nachdenken über Identitätskonzepte liegt immer wieder neu ein gegenwartsbezogenes, hermeneutisches Potenzial für einen Einblick in das Selbst- und Weltverhältnis des Individuums (vgl. Pirker 2013a, 57–243).

Die Entstehung von Identität ist frühkindlich in Spiegelungsprozessen mit signifikanten Anderen grundgelegt, sie prägt sich in Rückmelde- und Anerkennungsprozessen, die in alltäglichen Beziehungen meist unbewusst verlaufen. Nach außen bildet Identität die Summe der eigenen sozialen Rollen innerhalb der Kontexte und Konstellationen, in denen sich ein Mensch bewegt und die er mit Identifikationen und Abgrenzungen reguliert. Hier finden Zuschreibungs- und Einschreibungsprozesse statt. Je weiter die Identitätsfrage ‚nach außen‘ gerät, desto stärker kommt die Frage nach Kollektividentitäten in den Blick, deren Felder bspw. anhand von Herkunft, Milieu, Religion, Kultur, Geschlecht oder sexueller Orientierung gegliedert werden.

Jeder Mensch hat Identität und lebt alltäglich mit ihr. Ihre Konstruktion geschieht individuell, doch in Co-Konstruktion mit Anderen und Gruppen: Sie ist in hohem Maße interaktionell abhängig. Sie wird im Identitätsgefühl spürbar und prägt das individuelle Selbstkonzept. Sie entsteht als eine Balanceleistung des Individuums, das sich ständig in einem Aushandlungsprozess rund um Kohärenz, Kontinuität, Autonomie bzw. Anerkennung und Authentizität befindet. Auch wenn die Patchwork-Metapher (vgl. Keupp u.a. 2006) bedeutsam geworden ist, sind Menschen weiterhin an einer einheitlichen Identität interessiert. Ein erster ‚Status‘ der Identität bildet sich i.d.R. zum Ende der Adoleszenz, doch sie verändert sich im Lauf des Lebens. Identität ist subjektiv, weshalb auch in der Forschung die Perspektive der Ersten Person im Zentrum steht. Nach außen zeigt sich Identität im Handeln. Identität formt sich fließend und zerbrechlich, in einem beständigen Akt des Aushandelns, als eine Grenz- und Entwicklungslinie zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen außen und innen, personal und sozial, impulsiv und reflexiv, zwischen bewusst und unbewusst.

2 Rezeption

Pädagogik beschäftigt sich seit den 1970er Jahren mit Identitätskonzepten. Bis heute bedenkenswert ist die Dissertation von *Lothar Krappmann* (1971), der „soziologische Dimensionen der Identität“ als „strukturelle Bedingungen für die Teilhabe an Interaktionsprozessen“ untersucht. Seine identitätsfördernden Grundqualifikationen – nämlich Rollendistanz, Empathie und role taking, Ambiguitätstoleranz und Identitätsdarstellung – haben einen auf Partizipation gerichteten Impetus, den *Krappmann* als Bildungsforscher weiter verfolgt und vertieft hat. Die Pädagogik hat sich vor allem solche Aspekte der Identitätsentwicklung zu Eigen gemacht, die bei der rationalen Verfügungsgewalt des Subjekts ansetzen und Identität als ein Konzept der Autonomieentwicklung, der Mündigkeit und Selbst-Bildung sowie einer kritisch-reflexiven Rollendistanz betrachten.